

Nr. 246. **Bromberg, den 10. November** **1928.**

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(17. Fortsetzung.)

Bernier schüttelt nur abgestumpft den Kopf. Er ist sehr bleich.

„Ja . . . ich verstehe . . ist soll also einen Menschen töten.“

„Wie gesagt, es handelt sich um jemanden, der störend in die Politik eingreift . . . Also um einen, der zu viel ist, der aus dem Weg muß . . . Wir haben vor allem von nichts zu wissen . . . Das geht uns nichts an . Unsere Aufgabe ist sehr einfach . . . Ich bringe dich einmal nach London . . . Dort soll die Geschichte gedeichselt werden . . . In vierzehn Tagen, beim großen Ball der Marine . . . Ich bin auf dich gekommen, weil du noch frei bist . . Die andern alle sind voll beschäftigt, auch kennt man ihre Visagen schon zu gut an den Grenzen . . . Und du bist ja in vier Tagen frei . . . Ich bringe dich bei dem Ball als Oberkellner unter. Der Baron Isaac — das bin nämlich ich — kann überall hin, hat überall seine Beziehungen. Du schüttest dann einem gewissen Burschen das Gift in das Glas . . . nur zwei Tropfen in ein Glas Champagner . . . Es ist ganz ungefährlich, du versteckst die Phiole in einer Serviette, das Gift wirkt sehr langsam. Der Diplomat wird nicht eher als zwei Tage später abkratzen.“

„Einen Menschen töten“, stöhnt Bernier gequält, „einen Menschen töten . .“

Da — ein Läuten. Ein schwaches, klapperndes, zersprungenes Läuten. Es dringt ganz plötzlich mit Unterbrechungen aus einem Schrank in der Ecke.

Grrr . . . grrr . . . grrr . . .

„Aufgepaßt!“ brüllt eine Stimme. „Das bedeutet Alarm.“

Goume hebt seine abgezehrte Hand in die Höhe. „Ruhe!“ befiehlt er strenge.

Warum sind nun, wie auf Befehl, Revolver und Messer aus allen Taschen gesprungen? War das das Läuten?

Alle diese acht Männer, von denen einige sogar in jeder Hand eine Waffe halten, scheinen wie erstarrt auf irgendeinen furchtbaren Kampf zu warten

Und es läutet immer weiter, leise, mit bald längeren, bald kürzeren Pausen. Es klingt, als versage der Mechanismus, als hätte der elektrische Strom zu wenig Kraft.

Grrr . . . grrr . . . grrr . . .

Das Schnapsmaul rennt zu dem Schrank und reißt beide Türen auf. Eine große, schwarze Tafel kommt zum Vorschein. Auf ihr ist mit dicken, roten Strichen ein Plan von Garten und Haus gezeichnet. Zwischen der Mauer des Hauses und dem Gartenzaun läuft, in der Mitte von numerierten Rechtecken, eine dichte Reihe von kleinen, elektrischen Glöckchen, die mit einem grünumsponnenen Draht verbunden sind und jetzt mit all ihren winzigen Hämmerchen drohen.

„Er ist im Garten“, flüstert Goume mit einem Blick auf die Tafel.

„Schaut doch“, setzt das Schnapsmaul hinzu, „jetzt fängt er an, ganz langsam um das Haus herumzugehen.“

Die elektrischen Glocken läuten nun eine nach der anderen langsam im Zickzack, aber immer in einer bestimmten Richtung, wobei hie und da ein blauer Funkenstaub aus den Hämmerchen hervorstiebt.

„Kann ja sein“, sagt der Bankier, „daß die Kugel aus ihrer Bude rausgegangen ist und den Kontakt vergessen hat.“

„Sind vielleicht zwei“, wirft der Pilot ein.

„Nein . . schau doch her! . . . Es ist ja nur eine Glocke, das hört man doch . . . Die beiden müßten rein auf denselben Fliesen gehen . . . Wär doch merkwürdig . . . Die Fliesen sind nicht groß.“

„Ich sag, es ist die Kugel“, erklärt die Schlange.

Aber da öffnet sich, als sollte diese Behauptung sofort widerlegt werden, eine Klapptür zwischen zwei Deckenbalken und ein dunkler Kopf beugt sich darüber. Eine Säuferstimme, die doch immerhin einer Frau gehört, ruft herunter: „Rührt euch nicht . . ich bin's . . . die Kugel . . . Herr Ferdinand sieht schon nach.“

„Wie viele sind es?“ fragt Goume.

„Es ist nur ein Mann.“

„Das ist ja klar“, sagt der Greis.

„Es ist nur ein Mann“, wiederholt die Frau, „lassen wir Herrn Ferdinand nur machen.“

„Bist du auch sicher, daß es nur einer ist?“ wirft der Bankier ein.

„Ja . . . Ferdinand ist auf Posten gestanden . . . er hat gesehen, wie er über die Mauer gestiegen ist.“

„Aber hier läutet es ja doppelt“, ruft der Pilot aus.

„Herr Ferdinand ist jetzt ja auch draußen“, antwortet die Frau von oben

Goume ist aufgestanden. Der krumme Rücken wird fast erdrückt von den vielen Decken. „Du schaust jedenfalls“, sagt er befehlend, „daß alles bereit ist . . . Und wenn es ein Spitzel ist, der die Polizei hinter sich hat, dann brichst du die Flaschen auf und zündest die Spelunke an . . . Wir aber machen uns durch den Keller davon.“

„Soll geschehen, Meister!“ ruft die Frau und verschwindet wieder.

Nun aber läuten wirklich zweierlei Glocken. Und Bernier begreift, was da vor sich geht. Eine genial angelegte elektrische Leitung umgibt den Schlupfwinkel der „Kette“ wie einen Schutzgürtel. Sie endigt in dieser Tafel, von der sich nun jeder Schritt des Feindes ablesen läßt. Ein kunstvolles System von Pflastersteinen, die sicher auf Schnellfedern gelegt sind, stellt den Kontakt her, der nun wieder ein ganzes Glockenspiel in Bewegung setzt und jeden ungebetenen Gast ankündigt. So entspricht jedem Schritt, den der geheimnisvolle Besucher draußen macht, und jeder Fliese, die er betritt, ein bestimmtes Glockenzeichen, das nun je nach der Geschwindigkeit, mit der er sich fortbewegt, mehr oder weniger lange läutet.

Aber wer geht denn jetzt in der Nacht draußen um? Bernier glaubt aus der Unruhe, die sich auf all den wilden Gesichtern spiegelt, auf eine große Gefahr schließen zu können.

Hatte nicht auch Goume eben erst von der Polizei gesprochen?

Die Polizei! So ist er also immer noch nicht endgültig ihren Klauen entronnen? Er nähert sich dem Greis mit einer instinktiven Bewegung, als suche er neuerdings seinen mächtigen Schutz.

Jetzt, da die Gefahr ihn von neuem bedroht, treibt ihn eine unbewußte Feigheit wieder den Verbrechern zu.

Derjenige aber, der draußen um das Haus herumstreift, bewegt sich langsam und vorsichtig weiter. Jeder seiner Schritte klingt wider auf der verräterischen Tafel.

Grrr . . . grrr . . . grrr . . .

Manchmal aber setzt das schwache Klingeln auch lange

aus. Dann dürfte der Mann die Lage erwägen und seine Pläne entwerfen.

Bernier rechnet: nach der einen Ecke des Planes muß der Mann noch zwanzig Rechtecke weit entfernt sein. Herr Ferdinand belauert seinen Feind wie die Katze die Maus. Er folgt schlauerweise genau den Schritten des Unbekannten. Wenn dieser halt macht, so bleibt auch er stehen, geht er aber schnell weiter, so folgt er ihm eiligst auf den Spitzen seiner Leinenschuhe. Aber noch immer kommen sie nicht auf dasselbe Rechteck zu stehen.

Grrr ... grrr ... grrr ...

Die Maus scheint mit einemmal zu zögern. Es läutet immer weniger. Die Katze gibt plötzlich die Verfolgung auf, duckt sich.

Grrr ...

Halt! Stille ...

„Was soll das bedeuten?“ flüstert der Bankier.

„Vielleicht ist schon einer hin“, sagt die Schlange sehr laut.

„Wenn es mit dem Revolver gewesen wäre,“ erklärt Goume, „so hätten wir den Schuß gehört. Mit dem Messer aber ist Ferdinand einem jeden über.“

Das Schnapsmaul zieht sein Messer. „Ich geh ein bißchen nachhelfen“, sagt er bereitwillig.

Goume aber erklärt stolz: „Laßt meinen Buben nur machen.“

Die Maus scheint sich ganz sicher zu fühlen. Die Ruhe in Garten und Haus, die geschlossenen Laden, durch die kein Lichtstrahl eindringt, lassen nichts Gefährliches vermuten. Unvorsichtig geht sie also weiter.

Die Katze aber tritt jetzt aus ihrem Hinterhalt. Man sieht, wie sie sich vorwärtsbewegt. Eine ganze Reihe von Glöckchen zeigt ihre raschen Schritte an. Jetzt ist sie auf die Beute losgesprungen.

Das Duell beginnt ... Die Maus gleitet in die Pfoten der Katze, springt ein paarmal zur Seite, versucht zu fliehen. Die Katze folgt ihr, kreist sie ein, fängt sie. Noch immer sucht die Maus ihr zu entgehen. Dann stürzen beide aufeinander los. Der erbitterte Kampf, der sich nun abspielt, zeigt sich deutlich durch das viele Läuten an bestimmten Stellen.

Grrr ... grrr ... grrr ... grrr ...

Jetzt scheinen die beiden ineinander verschlungenen Körper auf einem Fleck zu beharren. Es läutet nicht mehr so heftig. Nur mehr drei oder vier Glöckchen klingeln in der langen Reihe.

Der Kampf spielt sich auf ein paar Fliesen ab. Soll das das Ende bedeuten?

Goume lächelt. Er scheint wirklich nicht im geringsten um das Leben seines Sohnes zu bangen. Ist es das ungeheure, stolze Vertrauen, das er in Ferdinands Kräfte setzt, oder der völlige Mangel väterlicher Gefühle? Goume lächelt. Mit erhobenem Kopf und geblähten Nasenflügeln scheint er das frische Blut schon zu wittern.

Grrr ... grrr ... grrr ...

Tiefe Stille. Ist das der Tod ...

Einer der beiden hat nun sicher das spitze Messer meuchlerisch in den Rücken des anderen gestoßen und jetzt liegt der Besiegte schwer in den Armen des Siegers. Der aber scheint, keuchend und berauscht von grausamer Freude, den Gegner lange in den Armen zu halten, als koste er die Niederlage und die ersten Todesschauer des Unglücklichen zur Gänze aus.

Eine furchtbare Stille ...

Grrrgrrrgrrr ...

An drei Stellen läutet es wild durcheinander. Was bedeutet das? Der Sieger hat den leblosen Körper des Besiegten wohl von sich geworfen und dieser liegt nun über drei Fliesen.

Dann entfernt er sich von seinem Opfer. Geht er jetzt aus der elektrischen Leitung mit ihrem Glockenspiel heraus und in eine neutrale Zone, steigt er über die Mauer, um zu fliehen? ... Dann wäre es ja doch der geheimnisvolle Unbekannte.

Wenn er aber auf das Haus zukommt, dann ist es Herr Ferdinand.

Der Sieger hat es nicht eben eilig.

Jetzt tritt er in das Haus ein. Ah!

„Den hat mein Bub erledigt!“ brüllt, ganz wild vor Glück und Eitelkeit der alte Goume.

Herr Ferdinand tritt ein.

Er ist sehr bleich, sinkt gleich auf das kleine Holztischchen nieder, wobei er die Punschschüssel so heftig zur Seite stößt, daß sie auf dem Fußboden zersplittert.

Herr Ferdinand streckt die Arme hinter sich und stützt sich auf die Hände. Seine riesige Brust hebt sich in konvulsivischen Zuckungen, sonderbarerweise ist sie ganz naß unter dem zerrissenen Hemd. Er bringt kein Wort hervor, atmet kurz und keuchend. Rasende Nägel haben sein Gesicht zerrissen, tiefe Blutfurchen in seine Wangen gegraben. Ein purpurner Strich läuft in feinen Windungen über seinen rechten Arm, Innenfläche und Finger der linken Hand sind rot gefärbt. Da aber an Herrn Ferdinands Arm keine Wunde zu sehen ist, kann es nur das Blut seines Gegners sein.

„Regnet's denn draußen?“ fragt das Schnapsmaul erstaunt. „Schaut seine Kleider an ... er ist ja ganz naß.“

Herr Ferdinand schüttelt verneinend den Kopf. Dann keucht er mühsam: „Dieser Mensch . . muß aus dem Wasser gekommen sein ... er war ganz durchnäßt.“

Und dabei läßt Herr Ferdinand auffallenderweise den Blick nicht von Bernier und Bernier fühlt diesen Blick schwer von Mißtrauen auf sich lasten.

„Hast ihm also den Garaus gemacht?“ fragt der Bankier.

„Ja, das hab ich“, keucht der junge Verbrecher. Langsam findet er die Worte wieder.

„Und dein Messer?“

„Ist noch, wo ich es hingesteckt hab.“

„Wer war denn der Kerl?“ fragt der alte Goume lebhaft.

„Einer von der Putz.“

Überraschte und wütende Ausrufe folgten diesen Worten.

„Ja“, sagt Herr Ferdinand noch einmal, „einer von der Polizei.“

Und indem er Bernier noch schärfer ins Auge faßt, fügt er hinzu: „Fragt doch den, ob er es nicht weiß.“

„Ich?“ sagt Bernier erstaunt

„Ja, dich! ... Jetzt sag noch, du hast nichts davon gewußt, daß ein Spitzel uns gefolgt ist, um den Bund aufzuspüren ... Er war, wie schon gesagt, völlig durchnäßt ... Muß hinter uns über die Seine geschwommen sein ... Ich erinnere mich auch ... hab ja gesehen, wie du ein Zeichen gemacht hast .. Das hat natürlich dem Spitzel gegolten ... Hab dich ja noch gefragt: Was treibst du dort oben?“

Bernier verteidigt sich verzweifelt: „Ich ... nein ... nein ... ich schwöre, nein.“

„Ich habe es bemerkt.“

„Ich habe nur geschaut.“

„Wohin hast du geschaut?“

„Mir war, als stünde ein Mann auf der Böschung.“

„Und du hast nichts gesagt?“

„Hab es für eine Einbildung gehalten.“

„Verfluchter Hund!“

Drohend stellen sich nun alle um den Sträfling Nummer einundsechzig.

Herr Ferdinand tobt: „Verkaufen hast du uns wollen ... es ist ja klar .. die Putz hat ihn schon wieder gefaßt gehabt und da hat er, um die eigene Haut zu retten, sich angetragen, uns „einzutunken“.“

Zähneknirschend drängen die wütenden Gesichter sich an Bernier heran.

Der aber versucht schluchzend seine Unschuld zu beweisen: „Nein ... ich habe es nicht getan ... ich schwöre es ... ich, ein Verräter ... niemals!“

Herr Ferdinand steht auf. Langsam, mit schleppenden Schritten, geht er auf den Beschuldigten zu, so nahe, daß die beiden Körper sich berühren.

„Warum hat denn dann der Kerl ,wie er noch die Augen verdreht hat, Boubou ... Bernier ... gestammelt? Er hat euch gerufen, dich und deinen Buben ... Er hat euch gekannt ... Hat von der Polizei gesprochen, von verhaften ...“

Bernier reibt sich verstört die Stirn. Dafür kann er keinen Grund angeben, er kann nichts mehr aufklären, nichts mehr beweisen. „Ich weiß es nicht“, stöhnt er, „ich weiß es nicht ... ich weiß es nicht.“

„Also siehst du, du kannst darauf nicht antworten ... Da bleibst du hängen ... Gesteh es nur“, brüllt Herr Ferdinand und packt Bernier mit beiden Händen am Hals, als wollte er ihn erwürgen „Gesteh, du Feigling ... Du hast uns veraten wollen.“

„Bringt sie auseinander“, befiehlt Goume.

Das Schnapsmaul folgt der Aufforderung. Herr Ferdinand wird von dem Schwerverbrecher festgehalten, kann sich nicht rühren.

Dann setzt Goume sich wieder in seinen Lehnstuhl.

„Nur der Bund selber darf die Verräter richten“, sagt er. „Du, Ferdinand, schaust mit der Kugel, daß der da oben gleich verschwindet ... Macht es hübsch ordentlich ... Und wir werden uns jetzt mit dem da befassen.“

„Dein Maß ist voll“, höhnt der Bankier.

„Befiehl dich Gott“, lacht die Schlange.

„Mach dein Testament“, spottet der Pilot.

„Zähl deine Siebensachen“, ruft der Schreiber.

Und ringsum gröhlen weiter die drohenden Stimmen:

„Schnür dein Bündel zu der letzten Reise.“

„Zahl dem Bund deine Schuld.“

„Stirb!“ schließt das Schnapsmaul.

(Fortsetzung folgt.)

Eine halbe Minute Erziehung.

Skizze von Ernst Flessa.

Fräulein Karen Brenton hatte von dem Vater aus irgend welchem Anlaß ein neues Auto zum Geschenk erhalten, nachdem ihr das System ihres bisherigen Wagens reichlich veraltet erschienen war. Sie würde es ihren Eltern übel genommen haben, wenn sie die erste große Ausfahrt, zu der sie sich eine wenig befahrene, den ganzen Motor ausholende Alpenstraße gewählt hatte, nicht allein hätte unternehmen dürfen. Man durfte ihr übrigens hier ohne Bedenken nachgeben, denn das Rennfahren, das sie vor kurzem als zweite Siegerin bestanden, hätte den Nerven eines Mannes Ehre gemacht.

Der neue Wagen, der von einem bezahlten Führer bereits eingefahren war, gehorchte wie ein feinnerviges, lebendes Wesen jeder leisen Regung ihres Willens. Es hätte des wunderbaren Voralpenmorgens nicht bedurft, sie völlig glücklich zu stimmen. Ein einziges Mal dachte sie an den Kreis ihrer Verehrer; es waren sehr tüchtige Sportsleute darunter neben Sonderbarkeiten von erlesener Einfalt, aber man war noch so herrlich jung, dergleichen in Bausch und Bogen lächerlich finden zu dürfen. Energisch legte sie den gepflegten, wohlgebildeten Kopf zurück, die überaus klaren Augen in die heranflutende Ferne gerichtet, und lebte ganz in der zarten, bestimmten Musik des spielenden Wagens. Allmählich begann die schlecht gehaltene Straße ernsthafte Aufgaben zu stellen. Bergdörfer blieben zurück; Kurven und Holzfuhrwerke verlangten gespannte Aufmerksamkeit. Langsam wurde die Straße leer. Schneebläue kam näher, spürbar schon in der kühleren Zugluft um die ruhigen Wangen.

Kurz vor zehn Uhr, schon tief in Tirol, überholte sie einen einsamen Wanderer. Einige Minuten später versagte plötzlich zu ihrem nicht geringen Ärger der Motor; der Wagen stand still. Gewohnt, ihrem Willen alles gefügig zu sehen, empfand sie den Zwischenfall, für den verantwortlich zu machen augenblicklich niemand zur Verfügung stand, doppelt unerträglich. Es half nichts; man mußte den Ölkittel, besonders mißlich bei der wachsenden Hitze, anziehen und selber daran gehen, den Schaden zu suchen und zu beheben, denn bis zum nächsten Dorfe, das allenfalls einen sachkundigen Schlosser aufweisen konnte, war es weit.

Noch unschlüssig in der Werktasche suchend, sah sie den jungen Wanderer um die letzte Kehre biegen. Wie unausstehlich langsam dieser Mensch heran kam! Er sah wie ein Student in Ferien aus; ein gut geprägtes Gesicht übrigens. Karen war indes allzu sehr in einer Welt erzogen, in der junge, reiche und schöne Mädchen das Recht haben, jedermanns Dienste zu beanspruchen; in der kühlen Bitte, ihr zu helfen, lag daher viel von einem Befehl. Der junge Mann überging es mit einem kaum merkbaren Lächeln. Höflich sagte er, daß er etwas davon verstehe, legte den Rucksack ab und begann den Schaden zu untersuchen. Der erwies sich als geringfügig, doch erschwerte die Lage die Ausbesserung. Karen begnügte sich nun, mit etwas hochnäsigem Gesicht untätig dabei zu stehen, während der junge Mensch bereitwilligst unter den Wagen kroch, ja sogar sichtlich ein wenig Spaß dabei hatte, wiewohl ihm bald der Schweiß über die Stirne rann. Natürlich beschmutzte er sich Hände und Gesicht ziemlich übel; die Lederhose mochte die Ölflecken vertragen. Er kümmerte sich übrigens nicht viel um Karen, ließ endlich mit sachkundiger Hand den Motor anspringen und horchte auf seinen Gang. Der Schaden war behoben.

„Gestatten Sie, —" sagte sie sehr kühl und griff nach ihrem Geldtäschchen. Es war ihr sehr peinlich, daß er nicht drauf hörte, sondern vielmehr sofort zu dem nahen Bache hinunter stieg, Hände und Gesicht zu reinigen. Er hatte seinen Rucksack neben dem Auto liegen lassen; es war bestimmt peinlich, nun auf ihn warten zu müssen. Er kam heiter zurück, von dem kühlen Bergwasser angenehm erfrischt. Es war nun wirklich überaus peinlich, ihm danken zu müssen. „Bitte", sagte sie, etwas schärfer im Ton, als sie selber gewollt, „darf ich Ihnen —". Wie groß so ein Geldschein ist! Warum druckt man sie nicht so klein wie Briefmarken?

Ohne Geziertheit wies der junge Mensch die Entlohnung mit einer Nachsicht zurück, die sie empörte. „Es ist ein so prächtiger Morgen!" sagte er lächelnd. „Es würde Ihnen kaum etwas verschlagen, wollten Sie mir statt allem frei und ehrlich die Hand geben. Oder wissen Sie was; wenn sie mir unbedingt danken wollen, geben Sie mir einen Kuß!" — Das Merkwürdige war, daß sein Gesicht bei diesen Worten gut blieb und nicht die geringste Unverschämtheit in seinem Ton lag. Werbungen aus dem Kreis ihrer Verehrer klangen oft so lächerlich. Diese hier war ernst und schön. Man müßte ihn zum Kameraden haben. Er ist so beglückend freimütig, schlicht und jung. Wie die Bergbäche rauschten!

Solche Privatgedanken genügten, sich ihres Errötens bewußt zu werden. Eine entrüstete Bewegung des Hauptes gelang, und das übrige wickelte sich erstaunlich sicher fast ohne ihr Zutun ab: Der Motor sprang an, riß die Räder herum; die Hände umschlossen das Steuer; die schlechte Straße erlaubte nicht, zurückblicken zu dürfen.

Es war da noch ein Wort, das der Motor, dies entsetzlich süßlich tönende Instrument, gar nicht tot zu machen verstand: „Nun, dann auch so glückliche Fahrt!" Es wurde ganz ohne Verstimmung gesprochen. Wenn man jetzt hielte und wartete? Ihn bittet, mit ihr zu fahren? — Lächerlich! sagte sie drei, vier Male, und der Wagen fraß inzwischen anderthalb Kilometer; dann hielt er wirklich, diesmal allerdings ohne Panne.

Es mochte aber sein, daß der junge Mann schon längst einen Seitenweg eingeschlagen hatte, vielleicht um zwischen den Schneefeldern hinauf zu streben, die wunderbar rein und ernst in der Sonne strahlten, — dorthin, wohin man mit einem Auto nicht kommen kann. Als sich Karen schließlich eingestehen mußte, daß sie umsonst wartete, setzte sie die Reise nachdenklich fort. Der Wagen erwies sich als äußerst tüchtig, aber sie brachte nicht die Freude daran mit heim, die man zu Hause von ihr erwartete.

Den beschämenden Gedanken, ein Inserat in die Zeitungen zu setzen, wies sie vor sich selber zurück. Wir wissen von ihr nur mehr, daß sie später glücklicher wurde als manche Mädchen ihrer Kreise und Jugendehrgeize, und zwar auf Grund einer ruhigen Bedachtsamkeit, die sie sich in ihren Urteilen angewöhnt hatte, wenngleich der Mann, den sie heiratete, durchaus nicht jener fremde, junge Mensch war, der ihr einmal begegnete und sie mit einer freimütigen Bitte zurechtwies.

Nur ein Pferd!

Ein Erinnerungsblatt von **Herbert V. Patera**-Wien.

Mein Weg führte mich heute bis an die Grenze der Stadt hinaus. Ein wirbelnder Luftzug warf Papierfetzen und Staub hoch in die Luft. Von der Endstelle der Straßenbahn ging der Weg an öligen Schmutzlachen und Schutthalden vorbei. Der Geruch faulender Stoffe und muffigen Hausrates schlug mir entgegen, als ich in die kleine Sackgasse einbog, die wie ein verlorenes Wrack auf der Haldenfläche aufgebaut war. Weiter gegen Westen ragten die gigantischen Behälter der städtischen Gaswerke mit ihrem Gewirr von Drähten und Stahlmasten in die Luft. Und dahinter wie eine Wandeldekoration aufgebaut die Schattenrisse der Fabrikschornsteine und der gezackten Hausdächer.

Ein starker Wind fegte die staubbekrusteten Blätter armseliger Kastanienbäumchen auf die Erde. In dem stickigen Kontor war außer dem Laufburschen niemand anwesend; man bedeutete mir, der Chef müsse bald kommen. Ich trat in den Hof hinaus. Vor dem Tor stand ein wackliges Gefährt, davor ein alter Gaul, die Mähnenhaare verfilzt, das Fell schäbig, das Jammerbild eines Pferdes. Das arme Tier erschauerte in der kalten Luft. Hungrig knabberte es an der verstaubten Rinde einer Akazie. Das Vieh dauerte mich. Am Bock des Wagens lag der Rest einer zerfetzten Decke. Ekel im Halse entfaltete ich den schmutzigen Lappen und warf ihn dem Tier über den Rücken, aus dem die Rippen hervor stachen. Ein dankbarer Blick — nur Pferde können so menschlich schauen — traf mich. Ich kramte in den Taschen und fand noch eine verlorene Frühstückssemmel. Die hielt ich dem Tier hin. Mit der Gier des Hungers schnappte die alte, abgearbeitete Mähre danach. So ein kostbares Geschenk mußte sie schon lange nicht empfangen haben. Dankbar rieb das Pferd seine Nüstern an meiner Hand. Armer, alter Gaul, hast wohl auch einmal bessere Tage gesehen! Ein Windstoß trieb die Decke hoch. Ich sah erstaunt näher hin. In dem groben Stoff waren mit roten Fäden einige Buchstaben hinein gewebt: S F A R Nr. 33/IV. Wie gut kannte ich den Stempel: Schweres Feldartillerie-Regiment Nr. 33, Batterie vier! Mein altes Regiment! . . .

Und plötzlich steigt ein anderes Bild vor meinen Augen auf. Klingende Fanfarentöne, wie eine Linie ausgerichtet die blitzenden Geschützrohre. Gleich Statuen vor den Batterien die Kommandanten. Vor der Front der Oberst. Fünf Schritt hinter ihm der Stabstrompeter mit dem roten Roßbusch am Helm. Auch die blank gestriegelten Pferdeleiber stehen still. Nur hie und da klirrt eine Kinnkette oder knarrt es im Zaumzeug. Dann kommt urplötzlich Leben in die Masse. Hell tönen Kommandos über den großen Hof. Die einzelnen Formationen fallen ab, ein minutiöses Auflösen und Verschieben, und schon steht das Regiment in Marschkolonne. Strahlender Sonnenschein vom klarblauen Himmel. In schlankem Trabe geht es

durch die sauberen Straßen der kleinen Stadt. Taktmäßig rumpeln die schweren Lafetten über das Katzenkopfpflaster. Und in den hellen Morgen schmettern jubelnde Trompetensignale . . . Und noch ein zweites Bild steigt herauf, visionengleich das erste verdrängend. Nicht ist es Übung mehr und frohes Waffenspiel, nein: eherner Ernst! Freund Hein stelzt über die zerstampften Felder, und in der Luft summen unzählige Bleivögelein. Sonderbar zerrissene Wolken schweben plötzlich am Firmament. Es orgelt und dröhnt wie in einem gewaltigen Orchester, dazwischen schmettern scharfe Schläge, und turmhoch reißen unsichtbare Fäuste flatternde Erdfontänen aus dem Boden. Wieder schnauben die Pferde, knarren die Zaumzeuge und schlagen die Kinnketten zusammen. In sausender Fahrt rasen die Batterien an. Hochauf springen die Kanonen bei der wilden Fahrt über Stock und Stein. Ein greller Pfiff, mit scharfem Ruck bremsen die Reiter die wild dahin stürmenden Pferde. Blitzschnell sind die Fahrkanoniere herab gesprungen, schon zerren nervige Fäuste das Geschütz herum, die Protzen rollen zurück. Da schlägt ein Riese mit wuchtigem Schlag vier, fünf Mann zu Boden, Erdbrocken fliegen herum, heulende Eisenstücke durchschneiden mit lärmendem Ton die Luft. Der eine Mann wirft die Arme urplötzlich hoch und sackt lautlos zusammen. Ein Pferd bäumt sich, schreit in seiner Not gellend auf und bricht nieder. Die Beine zucken in Todesqualen, weit hängt die Zunge aus den Zähnen. Doch die Männer bei den Bronzerohren zittern nicht einen Augenblick. Eine helle Stimme: „Erstes Geschütz, Feuer!“ Dumpf rollt der Donner über das Stoppelfeld. Wieder schlägt das unsichtbare Ungeheuer seine Fänge ein. Der kleine Leutnant steht nicht mehr, und dem dritten Geschütz fehlen plötzlich die Radspeichen, daß es sich querüber neigt. Aber eine andere Stimme übernimmt das Kommando. „Zweites Geschütz, Feuer!“ Blutmorgen auf reisigem Feld!

S F A R No. 33! Und jener klapperdürre Gaul unter seinem schmutzigen Fetzen wieherte einst ebenso hell seinem Herrn entgegen, wenn der in den Stall trat und die Nüstern des Tieres streichelte. Auch du, alter Hengst, zogst vor nunmehr vierzehn Jahren hinaus mit dem Regiment, warst ebenso mit Blumen geschmückt wie all die anderen, und der Jubel der Menge umbrandete dich. Du teiltest alle Mühen und Gefahren mit deinem Herrn, wärmtest ihn in den bitterkalten Nächten mit deiner Nähe, warst dankbar für jedes gute Wort. Hast gehungert und gedurstet, auch das namenlose Entsetzen gespürt, wenn krachend neben dir der Boden zerriß, und hast doch ausgehalten bis zum bitteren Ende! Ein würgendes Wehmutsgefühl steigt in der Kehle hoch. Ich streiche über die Ohren der alten Schindmähre und flüstere einige leise Koseworte. Und siehe, der Gaul spitzt die Ohren, und seine trüben Augen blicken plötzlich klarer, wie ich den Regimentsruf und das Reveillesignal pfeife.

„Sie, lassen Sie das Tier stehen, das geht Sie gar nichts an!“ Versunken die lieben Erinnerungen, das „holde“ Heute mit seinen Errungenschaften ist wieder da und fordert stürmisch sein Recht. „Was wollen Sie da bei dem Pferde, das lassen Sie man nur ruhig bleiben! Eine solche Frechheit, mit dem Roß da herum zu tun, als gehöre es Ihnen!“ Nur einmal dem halbwüchsigen Jungen da drüben, der mit wütender Hand den Fetzen herunter zerrt, die lange Peitsche aus der Hand reißen können und, klitsch, klatsch, quer über das schon von den Lastern der Großstadt gezeichnete, rohe Gesicht ziehen, wie er jetzt zornig den armen Gaul mit dem Stiel der Peitsche in die Weichen stößt, daß die gequälte Kreatur aufstöhnt. O, wunderschöne Zeit der Sittenverbesserung und Aufklärung! Der Laufbursche grinst höhnisch herüber; man sieht ihm die Freude an, teils an der Tiermißhandlung, teils, weil es dem „Herrn“ gezeigt wurde. Mürrisch meldet er: „Der Chef ist gekommen.“

Als ich zehn Minuten später dieses trübe Kontor verlasse, steht das alte Pferd noch im Hofe, die Flanken zittern vor Kälte, es hat zu regnen angefangen, und die kalten Schauer peitschen unbarmherzig auf das Tier hernieder. Die Decke liegt verknäult in einer Lache am Boden. Und auf die Gefahr hin, mit dem Hüter des Wagens nochmals in eine nähere Unterhaltung zu kommen, nehme ich den Fetzen auf, werfe ihn dem Pferd über, streichle noch einmal die Nüstern, dann wende ich mich rasch um. Ist das alte Roß mit der schmutzigen Decke, die das Zeichen trägt: „S F A R No. 33/IV“, nicht ein Sinnbild unserer Zeit? Und nun? Klatschend fallen die Tropfen, und ein heulender Wind wirbelt Schutt und Müll hoch. Fröstelnd schließe ich den Rock und stapfe durch die einbrechende Dunkelheit der großen Stadt wieder zu.

Sorge für deinen Leib doch nicht so, als ob es deine Seele wäre.

M. Claudius



Bunte Chronik



* **Versicherungsgesellschaften für Fliegerunfälle.** In den Vereinigten Staaten von Amerika sind jetzt zugleich zwei besondere Gesellschaften gegründet worden, deren Tätigkeitsgebiet sich nur auf die Luftschiffahrt erstrecken soll. Die Gesellschaften werden nur Versicherungen von Fliegern und Luftfahrzeugen übernehmen. Die eine Gesellschaft heißt „Aero Insurance Company“, die andere „Aero Indemnity Company“. Der Gründer der an zweiter Stelle genannten Gesellschaft ist der ehemalige amerikanische Kriegsflieger Horatio Barber. An beiden Gesellschaften sind hervorragende Luftfahrzeugsachverständige und Finanzmänner beteiligt.

*

* **Die Zarinmutter als Stenotypistin.** Über die vor kurzem in Kopenhagen verstorbene Zarinmutter Maria Feodorowna werden viele tragikomische Geschichten, die sich auf die Zeit ihrer Gefangenschaft in Rußland beziehen, erzählt. Zur Zeit des bolschewistischen Umsturzes befand sich die Zarin in der sommerlichen Residenz der Romanows in der Nähe von Jalta in der Krim. Jeden Abend sollte sie durchs Fenster dem wachthabenden Kommissar auf seinen Appell antworten. Eines Abends fragte sie der Kommissar: Ich höre Geräusch, sind Sie allein oder nicht, die Person, die bei Ihnen ist, hat sich gleichfalls auf meinen Appell zu melden Gleich darauf ertönte ein quietschendes Gebell. Hier ist mein kleiner Hund, erwiderte die Zarin, er hat sich gemeldet. Als die Zarin sich beim Ortssowjet beklagte, daß ihre Geldmittel kaum reichten, um die nötige Nahrung zu kaufen — es war die Zeit der russischen Inflation —, erwiderte der Kommissar: Wir könnten eine gute Stenotypistin gebrauchen, vielleicht würde die Genossin Romanowa, trotzdem sie in ihrem früheren Beruf Kaiserin gewesen ist, eine gut bezahlte Stellung als erste Stenotypistin bei der Sowjetbehörde annehmen. Da die Zarin aber nicht Maschine schreiben konnte, hat sie das Angebot abgelehnt. Die Zarin pflegte oft diese Geschichten in einem ironischen Ton zu erzählen.

*

* **Eine Flaschenpost der „Titanic“.** An der Küste von Swansea haben Spaziergänger eine Flaschenpost aufgefunden, die von einem Passagier der „Titanic“ herstammt, die am 15. April 1912 mit 3150 Passagieren an Bord unterging, wobei 1635 Passagiere ihr Leben einbüßten. Die Flasche enthielt eine Photographie, die zwei Männer darstellt, außerdem eine handschriftliche Mitteilung und eine kostbare Krawattennadel. In dem Schreiben heißt es: „Die letzten Augenblicke der „Titanic“ sind gekommen. Ich befinde mich mit meinem Schwager, seiner Frau und ihrem kleinen Kind auf dem Verdeck, nachdem uns das letzte Rettungsboot verlassen hat. Das Orchester spielt immer noch. Die Deckoffiziere eilen hin und her. Verschiedene Personen sind verrückt geworden. Eine Gruppe von Männern . .“ An dieser Stelle wird die Handschrift unleserlich.

*

* **Schulpantoffel und Strümpfe.** Die Schulkommission in Liverpool (England) beantragte bei der Gemeindeverwaltung, einen Betrag anzuweisen zur Beschaffung von Strümpfen und Pantoffeln für arme Kinder, die mit nassen Füßen zur Schule kommen. Der Arzt, Dr. Waser Byrne, hat diesen Vorschlag angeregt. Er machte die Mitteilung, daß der Rheumatismus das Land jährlich 17 Millionen Pfund Sterling (340 Millionen Mark) koste. Der Keim dieser Krankheit werde wahrscheinlich schon in der Schule gelegt, wenn die Kinder stundenlang in durchnäßten Kleidern, nassen Schuhen und Strümpfen sitzen müssen. Um dem nun für die Zukunft möglichst vorzubeugen, ging der Antrag an die Stadtverwaltung, die, wie es heißt, demselben entsprechen wird.

Lustige Rundschau



* **Kindermund.** „Mutti, warum hat denn Vati fast gar kein Haar mehr auf dem Kopfe?“ — „Vati muß soviel nachdenken, Liebling!“ — „Ja, Mutti, warum hast du denn noch so viele?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.